



Partizipation und Genderperspektive
in der außerschulischen Jugendbildung

0

Evaluationsbericht

Auswertung der sechs Partizipationsprojekte im Rahmen des Kooperationsprojektes fair_play der BAG Mädchenpolitik und der BAG Jungenarbeit

Benjamin Weil (BAG EJSa e.V.)
Wagenburgstraße 26-28
70184 Stuttgart
(0711) 16 48 9-32
weil@bagejsa.de

Bundesarbeitsgemeinschaft Jungenarbeit e.V. | Projekt "fair_play"

Projektleitung:
Michael Drogand-Strud | drogand-strud@bag-jungenarbeit.de | Tel. +49.571 9419545
Dr. Claudia Wallner | cwallner@bag-jungenarbeit.com | Tel. +49.251 86 33 73

Kto. 638 729 200 | BLZ 251 900 01 | Volksbank Hannover

gefördert durch



Bundesministerium
für Familie, Senioren, Frauen
und Jugend

Inhalt

1. Einleitung	1
2. Allgemeine Feststellungen	2
3. Partizipation in den Praxisprojekten	5
4. Genderbezüge als Element von Partizipation	18
5. Kooperation von Mädchen- und Jungenarbeit als Element von Partizipation	24
6. Intersektionalität als Element von Partizipation	29
7. Fazit	31

1. Einleitung

Alle Projekte, die im Rahmen von fair_play durchgeführt wurden, hatten gemäß der Ausschreibung das Thema Partizipation als maßgeblichen Schwerpunkt. Im ersten Teil des vorliegenden Berichtes wird deshalb über die verschiedenen Partizipationsverständnisse der einzelnen Projekte berichtet. Hierzu sollen dann Besonderheiten herausgearbeitet und Bereiche identifiziert werden, in denen sich die einzelnen Ansätze wesentlich voneinander unterscheiden oder grundlegende Gemeinsamkeiten zwischen den verschiedenen Angeboten erkennbar sind. Der Aspekt der jugendkulturellen Bezüge wirkte hier eher als ein Querschnittsthema, das in verschiedenen Situationen an Relevanz gewinnt. Deshalb wird dieser Bereich auch im ersten Teil abgehandelt.

Im zweiten Teil des Berichts werden dann die weiteren Themenvorgaben mit Bezug zur Partizipation, welche durch den konzeptionellen Zuschnitt von fair_play gesetzt wurden, näher beleuchtet. Im Einzelnen sind dies:

- die Kooperation von Mädchen- und Jungenarbeit
- die Berücksichtigung genderbezogener Ansätze
- die Beachtung intersektionaler Aspekte.

Im Mittelpunkt der Auswertung stehen Anliegen wie zum Beispiel die Veränderung bestehender Kooperationen unter dem besonderen, von fair_play gesetzten Setting. Darüber hinaus werden auch die Anreize und Herausforderungen der Vorgaben und deren Wirkung auf die Projektdurchführung betrachtet.

Die Ergebnisse sollen eine Anschlussfähigkeit in zweierlei Hinsicht gewährleisten: Zum einen sollen die Ergebnisse eine Grundlage bieten, konkret anwendbare Hinweise für Fachkräfte zu erarbeiten, in welcher Art und Weise diese ihr Engagement in den oben genannten Bereichen erweitern können. Zum anderen soll aufgezeigt werden, welche Aspekte für die Auseinandersetzung mit den Themen von fair_play für die weitere Bearbeitung vielversprechend erscheinen und an welchen Stellen es sich lohnt, eine Weiterarbeit im Sinne der Multiplikation und der Übertragung der Ergebnisse auch in andere Bereiche der Arbeit mit Jugendlichen anzustreben.

Zugrunde liegendes Material

Die Auswertung stützt sich dabei zum einen auf eine Befragung der Fachkräfte mittels standardisierter Fragebögen, zum anderen auf leitfadenzentrierte (Gruppen)Interviews mit den beteiligten Mitarbeiter_innen, sowie weiteren Beteiligten und jugendlichen Teilnehmer_innen. An einzelnen Stellen können auch die Berichte der Projektverantwortlichen und weiteres Material in die Auswertung einfließen.

Die männlichen und weiblichen Fachkräfte innerhalb eines Projektes haben zum Teil den Fragebogen gemeinsam ausgefüllt oder identische Angaben gemacht. Somit gelangen die Angaben zum Teil zusammengefasst in die Auswertung.

2. Allgemeine Feststellungen

In der Auswertung der Fragebögen waren wesentliche Unterschiede zwischen der Einschätzung der beteiligten Frauen und Männer nicht vorhanden. Dies gründet vermutlich auch auf der engen Kooperation zwischen männlichen und weiblichen Fachkräften, so dass diese sich auch über Ergebnisse und Wirkung der Projekte ausgetauscht haben. Dies wird auch daran deutlich, dass Fragebögen zum Teil identische Angaben enthalten. In einem Fall unterscheidet sich jedoch die Einschätzung des Nutzens der Kooperation für die Fachkräfte seitens der Mitarbeiterin und des Mitarbeiters stark voneinander. Hier gab die Mitarbeiterin an, einen deutlichen Vorteil aus der Kooperation zu ziehen, während der Mitarbeiter diesen lediglich als durchschnittlich empfand. Dies könnte ein Hinweis darauf sein, die Ergebnisse von fair_play auch nochmal dahingehend zu beurteilen, ob der Nutzen für die verschiedenen Männer und Frauen bzw. Jungen und Mädchen in etwa gleich ausfällt.

Für die leitfadenzentrierten Interviews war in fünf Fällen der Redeanteil der Frauen deutlich höher, in einem Fall etwa ausgeglichen. In einem Fall war ein Gespräch mit Jugendlichen möglich, in einem weiteren mit einem Praktikanten und einer Praktikantin. Leider konnte die Rückmeldung der Jugendlichen nicht bei jedem Projekt erfasst werden.

Alter und Geschlechterverteilung

Der oder die älteste Teilnehmende war 29 Jahre alt, der oder die jüngste war 13. Der Großteil der teilnehmenden Jugendlichen konzentriert sich auf die Altersgruppe zwischen 14 und 20 Jahren. Die Fachkräfte decken eine Altersspanne von 25 bis 54 Jahren ab. Die sonstigen Beteiligten waren zwischen elf und 57 Jahren alt. Zu den sonstigen Beteiligten zählen z.B. Praktikant_innen oder auch Lehrkräfte. Zieht man alle am Projekt Beteiligten zusammen, so kommen wir auf 52 Männer und 51 Frauen.

Das Geschlecht der Teilnehmenden wurde durch die Fachkräfte erfasst, dabei standen nur die Kategorien männlich oder weiblich zur Verfügung. Insgesamt waren 32 Mädchen oder junge Frauen als Teilnehmende am Projekt beteiligt und 34 Jungen oder junge Männer. Die Teilnehmerinnen machen innerhalb der Projekte einen Anteil zwischen 38 Prozent und 60 Prozent aller Teilnehmenden aus. Damit ist die Verteilung beider Geschlechter in etwa gleich. Drei Projekte haben sogar darauf geachtet, eine genau paritätische Verteilung der Geschlechter zu realisieren.

Von den 18 beteiligten Fachkräften waren 8 männlich. Dabei war in keinem der Projekte der Anteil der Männer höher als der der beteiligten Frauen, in vier Projekten war der Anteil gleich verteilt und in zwei der Projekte machte der Anteil der beteiligten Frauen 60 Prozent

aus. Somit lässt sich auch hier von einer weitgehend gleichen Verteilung der Geschlechter sprechen.

Ein Zusammenhang zwischen Anzahl und Geschlechterverteilung der Teilnehmenden und Anzahl und Geschlechterverteilung der Fachkräfte lässt sich anhand der Zahlen nicht belegen. Dies hängt jedoch auch stark damit zusammen, dass die Projekte je unterschiedlich konzeptioniert und die Anzahl an möglichen Teilnehmenden jeweils begrenzt war.

Des Weiteren wurden noch die sonstigen Beteiligten in den Blick genommen. Auch hier verteilt sich die Geschlechtszugehörigkeit nahezu perfekt paritätisch. Dies gilt auch für die Einzelbetrachtung der Projekte. Die Durchführung von Projekten mit einer relativ ausgewogenen Verteilung der beiden Geschlechter unter Fachkräften und Teilnehmenden scheint demnach grundsätzlich ein realisierbares Anliegen zu sein. Dies erscheint zunächst nicht als Besonderheit, aber gemessen an den Schwierigkeiten, zum Beispiel männliche Teilnehmer zu akquirieren, muss man hier festhalten, dass es im Endeffekt allen beteiligten Projektpartner_innen gelungen ist, eine gleich stark besetzte Geschlechterverteilung unter den Teilnehmenden und den Fachkräften herzustellen. Keines der Projekte ist daran gescheitert oder hatte einen Ausstieg einer Fachkraft zu verzeichnen, der nicht kompensiert werden konnte. Und auch im Hinblick auf die schwer zu berechnende Zielgruppe der Jugendlichen konnte eine entsprechende Geschlechterverteilung sichergestellt werden. Unklarheiten bestanden seitens der Träger zum Teil darüber, ob eine absolute Geschlechterverteilung von Fachkräften und Jugendlichen seitens fair_play vorausgesetzt wurde.

Letztlich wurden noch die Einschätzungen zum Inhalt und Schwerpunkte der fair_play Projekte erfragt. Die Fragen zu den einzelnen Schwerpunkten teilten sich in zwei Dimensionen auf. Zum einen wurde danach gefragt, wie wichtig der Schwerpunkt für die Projektdurchführung gewesen sei, zum anderen wie gut dieser Schwerpunkt umgesetzt wurde.

Insgesamt ordnen die Fachkräfte allen Schwerpunkten der Projekte eine hohe Wichtigkeit zu. Wenn man eine Abstufung der Wichtigkeit der Ziele ausmachen kann, dann ist vielleicht eine altruistische Haltung in Bezug auf die Jugendlichen zu erkennen. Tendenziell sind die Ziele in Bezug auf die Jugendlichen wichtiger. Ein ähnliches Bild zeigt sich dann auch bei der Zielerfüllung. Hier rangieren allerdings die Themen, die die Fachkräfte direkt betreffen, höher als bei der Wichtigkeit. Stellt man einen Rangvergleich der Einschätzung an und bezieht die Einschätzung zu Umsetzung und Wichtigkeit aufeinander, so fällt auf, dass die Ziele „Jugendliche mit Ausgrenzungserfahrungen beteiligen“ und „Jugendliche wählen selbst Themen“ nicht so gut umgesetzt werden konnten wie beabsichtigt. Ein Teil der Projektmitarbeiter_innen äußerte, dass in ihrem Projekt die Themen stark vorstrukturiert waren. Dies habe die Beteiligungsmöglichkeiten grundsätzlich reduziert. Darüber hinaus konnten nicht immer alle Teilnehmer_innen an der Themengestaltung mitarbeiten, da in

vielen Fällen die Gruppe nicht frühzeitig feststand. Jugendliche, die später hinzugestoßen sind, konnten nicht mehr in die thematische Gestaltung mit einbezogen werden. In Bezug auf die Beteiligung von Jungen und Mädchen mit Ausgrenzungserfahrungen wünschten sich einige der Fachkräfte eine heterogene Gruppe, um gegenseitige Kontakte von Jugendlichen aus verschiedenen Milieus zu ermöglichen. Diese Zusammensetzung konnte nicht immer wie beabsichtigt erreicht werden. Dies rührte auch daher, dass zur Teilnehmer_innenakquise zum Teil auch auf andere Institutionen oder feste Gruppen zurückgegriffen wurde. Gut gelungen trotz geringerer Priorität ist der „Nutzen der Kooperation für die Fachkräfte“ und eine „Herstellung von Autonomie des Angebotes gegenüber Dritten“ wie z.B. der Schule.

Allgemeines in aller Kürze:

- *Die Durchführung von Partizipationsprojekten mit einer etwa gleichen Verteilung der Geschlechter war für alle Mitwirkenden möglich.*
- *Es herrschte Unsicherheit darüber, ob eine absolut gleiche Verteilung der Geschlechter ein Qualitätsmerkmal bzw. unabdingbar ist.*
- *Die Ziele „Jugendliche mit Ausgrenzungserfahrungen beteiligen“ und „Themen werden von den Jugendlichen selbst gewählt“, wurden weniger gut umgesetzt als beabsichtigt.*
- *Es bestand ein hoher Nutzen der Kooperation für die Fachkräfte und eine hohe Autonomie der Angebote gegenüber Dritten, obwohl diese Ziele im Vorfeld als weniger wichtig eingestuft wurden.*
- *In einem Fall bestanden wesentliche Unterschiede der Einschätzung des Mitarbeiters im Vergleich mit der Mitarbeiterin im Projekt in Bezug auf den Nutzen der Kooperation für die Fachkräfte.*

3. Partizipation in den Praxisprojekten

Verständnis von Partizipation

Im Rahmen der standardisierten Befragung wurden die Projektmitarbeitenden gebeten zu erläutern, inwiefern ein hoher Grad an Partizipation sichergestellt werden konnte und wie wichtig den Projektverantwortlichen dieses Ziel gewesen ist. Eine Gemeinsamkeit bestand darin, dass Partizipation bei allen als wichtiges bis sehr wichtiges Ziel eingestuft wurde. Darüber hinaus werteten die Befragten mit einer Ausnahme (Angabe: nur zum Teil erfolgreich) die Aktivitäten im Bereich der Partizipation als erfolgreich bis sehr erfolgreich.

Der Zuschnitt der Projekte im Hinblick auf das Thema Partizipation unterschied sich zum Teil erheblich voneinander. Dies nicht im Sinn einer Ab- oder Aufwertung, sondern es wurde eine

besondere Breite von dem angesprochen, was die einzelnen Projekte unter dem Thema „Partizipation“ verhandelten. Dabei reichten die Zugänge von einer direkten kleinteiligen Beteiligung bis hin zu einem Verständnis, das eher eine übergreifende Beteiligung im Sinne einer gesellschaftlichen Teilhabe angesprochen hat.

So konzentrierte sich ein Projekt darauf, "schon im Kleinen zu beginnen" und verstand Partizipation als "Jugendlichen eine Stimme geben". Davon abweichend rückte ein weiteres Projekt die Notwendigkeit in den Fokus "Angebote zu schaffen, die die Jugendlichen

„Die Jugendlichen waren bereits in der Vorbereitung weitestgehend eingebunden, bestimmten letztlich auch Ziel, Ablauf und Gestaltung des Wochenendes in entscheidendem Maße mit.“

annehmen können und wollen". Im Vordergrund stand hier, dass diese zum Beispiel bezahlbar sind, die Interessen der Jugendlichen treffen und die Jugendlichen aktivieren. Hier verstanden sich die Mitarbeitenden stärker als Vertreter_innen der oder Dienstleister_innen für die Jugendlichen und waren bemüht, ihnen das Gefühl zu vermitteln, dass sie an Entscheidungsprozessen aktiv teilnehmen und ihre

Wünsche „ernst genommen werden".

Letztlich wurden im Rahmen anderer Ansätze auch stärker die Stellvertretungsaufgaben in den Vordergrund gerückt. Dies vor allem dort, wo ein neues Angebot solchen Jugendlichen zugänglich gemacht werden sollte, "die mit diesem Thema bisher überhaupt nicht erreicht werden". Hier lag das partizipative Element darin, Informationen zur Verfügung zu stellen, auf die "Fragen und Bedürfnisse der Jugendlichen einzugehen" und sie in den Prozess der Bearbeitung des Themas aktiv mit einzubeziehen. Diese Perspektive betraf mitunter auch den Gegenstand der Projekte. So wurde erwähnt, dass ein Film zum Beispiel auch den Teilnehmer_innen selbst ermögliche, sich durch dieses "Werkzeug der Gesellschaft mitzuteilen".

„Die inhaltliche Füllung des letzten Tages geschah durch die Jugendlichen, so dass sie eine Aktivität nach ihrem Interesse wählen konnten und eben auch ganz "normale" Dinge wie einen Stadtbummel machen konnten.“

Im Folgenden sollen noch einmal konkret die verschiedenen Partizipationsansätze kurz herausgearbeitet werden. Wichtig ist dabei jedoch, dass aufgrund des Ansatzes nicht auf ein grundlegendes Partizipationsverständnis des Trägers geschlossen werden kann, sondern nur auf Aspekte der Partizipation im Rahmen von fair_play.

Partizipation als Teilhabe: Das hier vertretene Konzept von Partizipation zielt sehr stark auf ein grundlegendes Recht aller Jugendlichen ab, gleichermaßen an gesellschaftlichen Angeboten teilzuhaben. Konkret bezog sich die Umsetzung dieses Anliegens auf die Öffnung

von gesellschaftlichen Teilbereichen für diejenigen Jugendlichen, die bisher kaum von diesen Bereichen profitieren können. Eines der Projekte gab konkret an, das grundlegende Ziel sei die Umsetzung eines vorhandenen Ansatzes bzw. Angebots mit einer neuen (benachteiligten) Zielgruppe, die mit diesem Thema bisher überhaupt nicht erreicht wird. Dabei wurde die Zielgruppe auch – aber nicht maßgeblich – in die Gestaltung des Angebotes mit einbezogen.

Partizipation als Recht auf Mitbestimmung: Diese Perspektive geht von einem demokratischen Grundverständnis aus, alle eine Person betreffenden Ereignisse auch grundlegend mitbestimmen zu dürfen. Sie betont Aspekte wie die Freiwilligkeit der Teilnahme, das Recht der Jugendlichen auf Eingriff in den Ablauf etc. als partizipative Elemente. Hier stand also eher die Perspektive im Vordergrund, die Jugendlichen auch als aktive Entscheider_innen mit einzubeziehen und ihnen gewisse Entscheidungsrechte im Projektablauf einzuräumen. Dies vor allem vor dem Hintergrund, dass es sich um eine Zielgruppe handelte, der im Vergleich mit allen Jugendlichen häufiger Mitbestimmungsmöglichkeiten versagt werden.

Partizipation als Ausstattung mit Entscheidungsmacht: Das Konzept von Partizipation baut auf der Ablösung von durch Dritte zugeschriebene oder gesellschaftlich konstruierte Kategorien und den damit verbundenen Handlungseinschränkungen auf. Das Projekt stellte stärker den Kontrast zum Alltag der Jugendlichen in den Vordergrund und versuchte Situationen zu ermöglichen, die sich vom Alltag der Jugendlichen unterscheiden. Dies zum einem bezogen auf Selbstbestimmung und zum anderen bezogen auf Selbstorganisation. Hier lag also die Annahme eines von geringer Mitbestimmung und Teilhabe geprägten Alltags der Jungen und Mädchen zu Grunde, der im Projektkontext aufgelöst oder umgekehrt werden sollte.

Partizipation als Mitteilungswerkzeug zur Teilhabe: Ausgehend von einer prinzipiell gerechten Grundordnung wurde bei diesem Ansatz nach (medialen) Kanälen gesucht, die Bedürfnisse der Jugendlichen einem gesellschaftlichen Diskurs zugänglich zu machen. Dieser Herangehensweise liegt also ein Vermittlungsproblem zu Grunde. Dementsprechend suchte das Projekt nach Werkzeugen, die gerade benachteiligten Jugendlichen die Möglichkeit bieten, ihre Themen der Gesellschaft mitzuteilen. Hier verstanden sich die Pädagog_innen quasi als Berater_innen der Jugendlichen, ihre Anliegen so zu übersetzen, dass sie sich gesellschaftlich Gehör verschaffen.

Partizipation als Mitverantwortung: In diesem Fall stellt Partizipation ein Mittel zum Ausgleich widersprüchlicher Interessen dar. Die Einrichtung eines Dialogs zwischen den Interessengruppen durch die Ausstattung mit ähnlicher Entscheidungsmacht und der

Zuschreibung von Verantwortung ist ein Werkzeug um diesen Ausgleich zu erreichen. Dementsprechend stand die Idee des gemeinsamen Organisierens und Gestaltens im Vordergrund. In diesem Sinne wurde für die Jugendlichen und Fachkräfte eine gemeinsame Verantwortung für die Durchführung und Planung des Projektes aufgebaut. Dahinter steht eine Vorstellung von unterschiedlichen Ansprüchen der Jugendlichen und Fachkräfte an die Durchführung und Gestaltung eines Projektes. Daraus ergibt sich die Anforderung an alle Beteiligten, diese verschiedenen Ansprüche und Erwartungen in einem Angebot gemeinsam umzusetzen.

Partizipation als vermittelte Selbstorganisation: Partizipation wurde hier als ein Wert auf Selbstbestimmung verstanden, der durch eingespielte gesellschaftliche Verhältnisse einen geringen Umsetzungsgrad in der Praxis aufweist. Weiterhin ist er durch vorhandene oder entstehende Machtverhältnisse kontinuierlich gefährdet. Dementsprechend bedarf es der Vermittlung zwischen Norm und Wirklichkeit, um die Bedeutung dieses Wertes auf Selbstbestimmung zu steigern. Daraus folgt nicht nur eine gleiche Beteiligung von Fachkräften und Jugendlichen, sondern die Hauptverantwortung der inhaltlichen Gestaltung und Organisation wird den Teilnehmer_innen zugeschrieben. Eine Vermittlung ist auch dort z.B. nötig, wo sich durch die Selbstbestimmung oder Organisationsform neue Ungleichheiten ergeben (beispielsweise durch Ausgrenzung einzelner Teilnehmer_innen, ungleichen Informationsfluss etc.) oder die Konsequenzen der Selbstorganisation verdeutlicht werden sollten (die Mittel müssen nach einer Vorgabe korrekt abgerechnet werden, etc.).

Wirkungen und Effekt einer Forderung nach partizipativer Ausrichtung

Der Rahmen der Mitbestimmung und Mitverantwortung wurde von allen Projektverantwortlichen reflektiert, wenn auch einige diese Reflektion eher auf die Phase nach der Projektdurchführung verlagerten. Seitens der Projektmitarbeitenden wurde häufig geäußert, dass insbesondere durch zeitliche Faktoren (kurze Vorbereitungszeit, Gruppe stand spät fest etc.) Möglichkeiten der Partizipation begrenzt wurden. Dies galt vor allem dann, wenn kurzfristig Entscheidungen getroffen werden mussten. Eines der Projekte organisierte deshalb zwei Stellvertreter_innen aus den Reihen der Teilnehmer_innen, die die wesentlichen Entscheidungen dann für die weiteren Teilnehmenden vorbereiten konnten. In Bezug auf Vorbereitung (Ziel, Ablauf und Gestaltung des Wochenendes) waren die Jugendlichen nur in einigen Fällen umfangreich eingebunden. Dies wurde in zwei maßgebliche Begründungszusammenhänge gestellt. Einerseits wurde – vor allem bei den Angeboten mit Seminarcharakter – der Aufwand der Gestaltung der Rahmenbedingungen durch die

„Von uns wurde dann vorgeschlagen, dass man ein Organisationsteam stellt, wurde auch angenommen aber mit einer Nein-Stimme.“

Teilnehmer_innen als zu groß eingeschätzt. Auch wurde hierbei auf kognitive Einschränkungen der Zielgruppe verwiesen. Andererseits werteten in zwei weiteren Fällen die Mitarbeitenden die starke Mitverantwortung der Jugendlichen als Überforderung, z.B. seien aufgrund der "Offenheit des Themas nur wenige Vorschläge zur inhaltlichen Arbeit" gemacht worden.

Es wurde auch deutlich, dass ein hohes Maß an Mit- oder Selbstbestimmung der Jugendlichen keine einheitliche Bewertung dieses Zustands durch die Fachkräfte zur Folge hatte. So lag für einige in der Gestaltungsfreiheit der besondere Reiz des Projektes, andere empfanden Unsicherheit und Verantwortung als Belastung und äußerten Befürchtungen, dieser nicht gerecht zu werden. Mitunter wurde durch die Jugendlichen von den Fachkräften auch eingefordert, "klare Ansagen" zu machen und somit Handlungsvorgaben zu geben. Auch in diesem Zusammenhang wurde wieder darauf verwiesen, dass Jugendliche zwar nicht an der Erstellung des Programms beteiligt waren, sich aber innerhalb des Programms gestalterisch betätigen konnten und so Werkzeuge erhielten, um neue Beteiligungsformen (z.B. Film) zu entdecken.

„Für uns als Fachkräfte bringt ein solch hoher Partizipationsanspruch stets eine gewisse Unsicherheit mit sich, die ausgehalten werden will.“

Wirkungen und Effekt eines unterschiedlichen Zugangs

In diesem Zusammenhang sollte herausgestellt werden, dass sich die Vorstellungen von Partizipation deutlich je danach unterscheiden haben, welche thematisch-inhaltliche Ausrichtung seitens der Träger beabsichtigt war. Diese reichte auf der einen Seite von einer völligen thematischen Offenheit bis hin zu einer relativ strikten Vorgabe von Thema und Inhalt auf der anderen Seite.

„Was mit Kindern machen, einfach das Projekt machen“.

Zwischenformen waren zum Beispiel dort zu finden, wo die Mitarbeitenden mit einer ersten Vorstellung in die Vorbereitungsgruppen gegangen sind, diese zwar vorgestellt aber deutlich als eine mögliche Option gekennzeichnet haben. Während also im einen Fall die Partizipation selbst ein Ziel darstellt und im Fokus der Bemühungen stand, Jugendliche direkt und kleinteilig an allen Vorbereitungsschritten des Projektes zu beteiligen, starteten andere Projekte mit einem relativ klaren Konzept und reduzierten den Rahmen, in dem sich Jugendliche beteiligen konnten, auf einzelne Elemente. Dabei war zu beobachten, dass der Rechtfertigungsdruck bei denjenigen Projekten, die bereits konkrete Vorstellungen zum Thema hatten, größer war.

„Die Idee das Thema auf geistig behinderte Jugendliche zu übertragen war ja schon länger geboren“.

Zielgruppenansprache und Teilnehmer_innenakquise

Zunächst unabhängig von Qualität und Umfang der Partizipation in den Projekten erscheint die Frage der Teilnehmer_innenakquise. Ein klarer Zusammenhang dahingehend, dass ein

„Wir hatten relativ schnell Mädchen ausreichend, die interessiert waren mitzufahren. Wir haben auch ein paar Jungs angesprochen. Die sind zwar mal gekommen, dann waren sie eher passiv in einem der Vorbereitungstreffen und sind dann nie wieder aufgetaucht.“

hoher Grad an Partizipation per se eine Attraktivität auf die Jugendlichen ausübt, lässt sich nicht bestätigen. Die Zielgruppengewinnung stellt also prinzipiell für einen Großteil der Projektmitarbeitenden zunächst eine Herausforderung dar. Die galt bei Angeboten, die nicht auf eine feste Gruppe zurückgriffen, vor allem für die Akquise von Jungen als Teilnehmer, für ein Projekt. Standen Thema und Inhalt des Seminars bereits im Vorfeld fest, wurde häufig auf eine feste Gruppe (Klassenverband, Freizeittreff etc.)

zurückgegriffen oder Partner_innen für die Teilnehmer_innenakquise (z.B. Jugendwerkstätten) hinzugezogen.

Einige der Projekte sprachen im weiteren Verlauf die Jugendlichen eher als „Gutachter_innen“ an, die die von den Mitarbeitenden ausgearbeiteten Konzepte bewerteten und Verbesserungsvorschläge einbrachten. Andere schrieben ihnen die Rolle von „Gestalter_innen“ zu, die das Angebot maßgeblich (mit)planten und auch inhaltliche Vorgaben machen konnten. Es war auch zu beobachten, dass der Einbezug der Jugendlichen das Thema betreffend - im Sinne einer konstruktiven Kritik - dann stärker wurde, wenn der vorgegebene Zugang als unattraktiv empfunden wurde. Gleichzeitig zeigt sich für die Fälle, in denen konkrete Vorstellungen bezüglich eines Themas bestanden und gleichzeitig Jungen und Mädchen weitgehend an der Vorbereitung beteiligt werden sollen, eine persönliche Betroffenheit der Fachkräfte in dem Fall, dass die Jugendlichen Themen oder Methoden ablehnten.

„Es hat sich vermehrt das Problem herausgestellt, die Jugendlichen wollen dieses Thema, für das wir uns anfangs beworben hatten, wollten die Jugendlichen nicht.“

Regeln & Vorgaben

Waren Jugendliche auch an der Gestaltung der Rahmenbedingungen, wie z.B. allgemeine Verhaltensregeln, beteiligt, führte dies zu einer höheren Verbindlichkeit und weniger Konflikten durch Überschreiten von Regeln. Wenn allerdings Konflikte auftraten (z.B. war es notwendig, aufgrund von fehlender Zeit den Ablauf zu ändern), war die Betroffenheit der Jugendlichen wesentlich größer und das Konfliktpotential höher.

Seitens der Mitarbeitenden wurde berichtet, dass die Jugendlichen es als besondere Wertschätzung wahrnehmen, wenn sich die Mitarbeitenden auch ganz konkret nach ihren Wünschen richten. Als ein Beispiel wurde hier häufig genannt, die Jugendlichen vor einem Einkauf von Lebensmitteln für ein Seminar nach deren konkreten Wünschen zu fragen und diese dann auch unhinterfragt zu akzeptieren und entsprechend Lebensmittel zu besorgen. Die Ausführung wurde dabei jedoch selten den Jugendlichen übertragen, sondern blieb als Aufgabe der Fachkräfte bestehen. Hierdurch entstanden wiederum neue Konflikte, wenn die (tatsächlichen oder behaupteten) Bedürfnisse der Jugendlichen nicht entsprechend berücksichtigt wurden.

„Nach dem Abendessen sollte der Plan weiter verfolgt werden. Doch wollten einige partout nicht mit, obwohl das so als Gesamtpaket besprochen wurde. Leider stand kein Gruppenraum zur Verfügung. In einem Zimmer haben wir uns am ersten Abend nochmals zusammengesetzt. Vier Jungs und zwei Mädchen wollten nur chillen; sich nicht an die Abmachungen halten. Das Orgateam drehte fast durch!“

Als Grund seitens der Mitarbeitenden, warum nicht noch stärker ausführende Aufgaben an die Jugendlichen übertragen wurden, nannten diese vor allem die Notwendigkeit, die Kontrolle zu gewährleisten. Es wurde zum Beispiel von einem Druck berichtet, dass letztendlich die Endverantwortung bei den Fachkräften liege und diese ja auch für einen richtigen Nachweis der Finanzmittel zuständig sind. Auch die befragten Jugendlichen äußerten eine Angst, etwas falsch machen zu können (z.B. Fehler bei

„Was war wichtig: mal wegfahren, Aktivitäten die sie sich nicht leisten können, aber auch mal jemand zum Zuhören haben und sich nicht als defizitär zu empfinden.“

der Kalkulation zu begehen) als Grund, die Planung und Abwicklung den Fachkräften zu überlassen. In einem Projekt wurde deshalb mit kleinen Budgets gearbeitet, die die Jugendlichen im Vorfeld für einzelne Programmpunkte bestimmt hatten. Aber auch in diesem Kontext wurde seitens der Fachkräfte berichtet, dass ein gewisses Maß an Unsicherheit

auszuhalten sei, diese Aufgabe an die Jugendlichen zu delegieren.

Selbstwirksamkeit

Die Übertragbarkeit und der Nutzen der Projektaktivitäten für den Alltag der Jugendlichen steht stärker bei den „klassischen Bildungsseminaren“ als bei den Angeboten mit überwiegend Freizeitcharakter explizit (also z.B. als ein formuliertes Ziel) im Vordergrund. Dort wurde sehr deutlich auf die Effekte Wert gelegt, die die Ergebnisse im Alltag der Jugendlichen bewirken (z.B. Änderung des eigenen Verhaltens der Jugendlichen bei Ungleichheitserfahrungen im Kontext von Paarbeziehungen). In den Projekten mit starkem jugendkulturellem Bezug (z.B. Film) außerhalb eines thematischen Seminars war die Übertragbarkeit der Erfahrungen in den Alltag der Jugendlichen kein Hauptthema. Bei diesen

Projekten stand stärker die Haltung im Mittelpunkt, den Jugendlichen etwas zu bieten, zu dem sie sonst selten Zugang haben. Für den Freizeitbereich als Rahmenprogramm gilt diese Haltung für alle Projekte. Tatsächlich übte dieser Zugang eine gewisse Attraktivität auf die Jugendlichen aus. Dennoch haben vor allem die Jungen Vorbehalte gegenüber dem Projekt geäußert, wenn der Nutzen für die Einrichtung oder die Absicht hinter den Projektangeboten nicht vermittelt wurde. Insofern ließe sich darauf schließen, dass die Jugendlichen den starken jugendkulturellen Bezug in diesen Angeboten nicht als Effekt ihrer Beteiligung am Projekt wahrgenommen haben, sondern eher als „Bestechung“ sich mit unbequemen Themen auseinanderzusetzen.

Effekte zusammenwirkender Faktoren

In dem Fall eines Projektes stand ein festes Thema, welches sich aus einer Bedarfslage der Organisation entwickelt hat, am Beginn der Aktivitäten. In einem anderen Fall war ein persönliches Interesse der Antragsstellerin ausschlaggebend für den Zuschnitt eines Angebotes oder bestimmte Interessen der Organisation standen im Vordergrund. Diese Voraussetzungen hatten einen unterschiedlichen Einfluss auf die Gestaltungsmöglichkeit, die den Jugendlichen in Bezug auf das Thema eingeräumt wurde. Dabei gelang es den Projektmitarbeitenden mitunter sehr gut, Einschränkungen den Teilnehmenden transparent zu machen und beispielweise herauszustellen, welche Entscheidungen aus Zeitmangel und welche aus persönlichen Vorgaben der Mitarbeitenden resultierten. Nicht immer so gut gelang diese Transparenz, wenn es um Zuschreibungen an die Zielgruppe („die können das nicht leisten“) ging. So schränkte die Reduktion von Unsicherheit in Bezug auf den Ablauf der Projekte, z.B. durch striktere Vorgaben, die Möglichkeiten einer Beteiligung der Zielgruppe ein. Die Mitarbeitenden wählten sehr sorgfältig Methoden danach aus, ob diese sich zur Bearbeitung bestimmter Themen eigneten. Einigen Mitarbeitenden gelang es darüber hinaus auch noch, Alternativen zur Bearbeitung eines Themas bereitzustellen. Die beteiligten Fachkräfte werteten die Ablehnung oder das Scheitern einer vorgeschlagenen Methode allerdings häufig als persönlichen oder fachlichen Misserfolg. Eine zu starke Miteinbeziehung der Zielgruppe hingegen bei der Frage anzuwendender Methoden führte nach Aussage der Fachkräfte tendenziell zu einer Überforderung der Jugendlichen. Wenn eine bestimmte Methode abgelehnt wurde oder scheiterte, wurde dies selten auch insofern als positiver Aspekt gesehen, dass die Zielgruppe ihre Möglichkeiten der Mitgestaltung des Angebots nutzt oder zumindest aktiv dazu Stellung nimmt. Ein zunächst schwer zu lösendes Dilemma stellt auch die Rolle der Fachkräfte dar, dem Anspruch der Jugendlichen gerecht zu werden. Einerseits besteht die Erwartung mit den Jungen und Mädchen auf Augenhöhe zu agieren, z.B. wenn sich auch die Fachkräfte allgemeinen Regeln zu unterwerfen haben. Andererseits agieren sie als Expert_innen, die den Jugendlichen bei der Umsetzung von ihren Vorhaben beratend zur Seite stehen.

Eine weitgehend einheitliche Vermutung der Fachkräfte unterstellte einen klaren Zusammenhang zwischen einer geringen Kostenbeteiligung der Teilnehmer_innen und der Attraktivität der Angebote. Es wurde vermutet, dass bei geringen Kosten und entsprechendem Rahmenprogramm auch „unbequeme“ Themen seitens der Jugendlichen akzeptiert werden bzw. das Interesse der Jungen und Mädchen an der thematischen und inhaltlichen Gestaltung der Angebote zunimmt. In der Praxis zeigte es sich vielmehr, dass zum einen – gerade bei der Zielgruppe der benachteiligten Jugendlichen – eine geringe finanzielle Eigenbeteiligung nur so etwas wie eine Mindestvoraussetzung der Teilnahme darstellt. Wurden die Jugendlichen nur teilweise in die Ausgestaltung des Programms – beispielweise bei der Planung von Freizeitangeboten (Kletterwald, etc.) miteinbezogen – wurden Motivation und Ziele der Fachkräfte hinterfragt (was steckt denn wirklich hinter dem Projekt?). Ein Einsatz von Freizeitangeboten als „Belohnungsaspekt“ erzielte zwar in der Praxis seine Wirkung, führte jedoch eher dazu, dass das Thema stärker als „Anliegen der Fachkräfte“ eingestuft wurde. Gerade das mit der Attraktivität von Freizeitangeboten und Aktivitäten einhergehende Misstrauen der Jugendlichen gegenüber dem Rahmen der Angebote stellt eine Herausforderung für die Fachkräfte in Bezug auf die Vermittlung von Zielen und Hintergrund der Projektangebote dar.

„Und was auch eine Motivation war, dass es kostenlos war, dass klar war, da kommen keine Kosten auf sie zu. Es war von 12 Jugendlichen nur ein Jugendlicher, wo Finanzen keine Rolle spielt.“

Ein attraktives Rahmenprogramm zu nutzen um die Auseinandersetzung mit „sperrigen“ Themen anzuregen, funktioniert zwar prinzipiell, schafft jedoch neue Probleme. Als wirkungsvoller erwies sich ein klarer Bezug des Themas zu den Projekthinhalten (warum ist das Thema wichtig und warum soll es gerade so und so bearbeitet werden?).

Es wurde bereits erwähnt, dass sich die Interessen und Voraussetzungen der beteiligten

Träger zum Teil erheblich voneinander unterschieden. Dementsprechend differierten auch der Anspruch und die Offenheit bei der Ausgestaltung der Projektidee. Ein Teil der für die Projektdurchführung verantwortlichen Träger hatte bereits sehr konkrete Vorstellungen zur Durchführung der Projekte. Teilweise bestanden schon Vorarbeiten und intensive Vorüberlegen, auch in Bezug auf die Nachhaltigkeit der Angebote. Während in dem einen Fall die Jugendlichen als aktive Gestalter_innen im Mittelpunkt standen, richteten andere Projekte die Frage der Partizipation eher an sich selbst. Je nach Zuschnitt der Projekte waren

„Also zumindest wir hatten den Eindruck, wir können entweder den Partizipationsaspekt betonen, dann fehlt uns was anderes, da fällt noch drunter, dass wir irgendwie wahrnehmen, dass es in unserem Fall benachteiligte Jungen und Mädchen waren, dann fliegt der Partizipationsgedanke vielleicht eher hinten runter.“

zwei Effekte zu beobachten: Diejenigen, die einen starken Einbezug der Zielgruppe beabsichtigen, nutzen diesen teilweise auch als entlastendes Element für sich selbst, indem Aufgaben und Verantwortung an die Jugendlichen delegiert wurden. Die Projekte, die eher die Öffnung vorhandener Angebote im Blick hatten, nannten mitunter Eigenschaften der Zielgruppe, die einen starken Einbezug in Planung und Ausgestaltung des Projektes unmöglich machen. Diese Aspekte spielten jedoch bei einem anderen Träger mit gleicher Zielgruppe aber einem anderen Thema eine viel geringere Rolle. Vorsichtig formuliert bestehen also Zusammenhänge zwischen den Vorarbeiten zum Thema und der Beurteilung, inwieweit die Zielgruppe an der Veränderung dieser bestehenden Angebote beteiligt werden kann.

Die Mitarbeitenden nannten es hilfreich und sinnvoll, wenn eine ständige Informationsmöglichkeit für die Jugendlichen und Mitarbeitenden im Vorfeld und während der Angebote besteht (Wie ist der aktuelle Stand der Vorbereitung? Was erwartet uns heute? etc.) und eine ausreichend lange gemeinsame Nachbereitungsphase gewährleistet wird. Einige Mitarbeitende organisierten mit den Jugendlichen über ein Flipchart im Jugendzentrum einen ständigen Zugriff auf die Projekt(zwischen)ergebnisse. Angedacht war in einem Projekt auch ein Internetblog, der aufgrund von Zeitmangel dann nicht umgesetzt wurde. Gerade bei den Medienprojekten entstanden dadurch, dass Nachbereitung notwendig war, auch neue Machtstrukturen, die eine unbeabsichtigte Ausgrenzung zur Folge hatten (zum Beispiel herrschte Unzufriedenheit bei Jugendlichen darüber, dass der Zeitpunkt der Fertigstellung und die fertigen Szenen eines Films als Ergebnis eines Projektes den Jugendlichen nicht bekannt waren).

Einigen Fachkräften gelang es sehr gut, bei der Durchführung der Projekte auf eine große Transparenz zu achten. Aktivitäten der Vor- oder Nachbereitung oder die weitere Verwendung der im Projekt produzierten Materialien wurden mit den Jugendlichen besprochen und abgestimmt. Bei Aktivitäten, die die Jugendlichen explizit ausschlossen (z.B. schneiden von Videos), wurde die Einschränkung hinterfragt und wo möglich wurde auch hier eine Beteiligung gewährleistet bzw. ausschließende Gründe transparent kommuniziert. Gleichzeitig wurde deutlich, dass, auch wenn eine solche Beteiligung gesichert ist, bei Störung des Ablaufs trotzdem nach wie vor eine (deeskalierende) Begleitung durch die Fachkräfte notwendig ist. Sofern nämlich äußere Umstände (Zeitmangel, Verzögerung im Verkehr) eintraten, die den geplanten Ablauf gefährdeten, wurde auch bei Angeboten, die weitgehend autark von den Jugendlichen gestaltet wurden, die Verantwortlichkeit bei den Fachkräften gesucht.

„Ein Junge konnte zwei Tage nicht schlafen, weil er nicht wusste, ob er mitfahren kann; im Endeffekt haben wir uns dann dagegen entschieden, weil er schon zwei Jahre nicht mehr im Treff war. Uns ging es eigentlich um die Beteiligung von innen heraus.“

Die Mitarbeitenden bewerteten es als vorteilhaft, wenn persönliche Kontakte zu den Jugendlichen im Vorfeld bestehen oder

zumindest eine ausreichend lange gemeinsame Vorbereitungsphase gewährleistet wird. Dies hat zum einen den Vorteil, dass die Möglichkeit verbessert wird, die Schritte, die nebenbei oder im Hintergrund ablaufen, den Jugendlichen zugänglich zu machen. Darüber hinaus wurde hierdurch schlichtweg die Erreichbarkeit der Zielgruppe verbessert. Mitunter konnten Ressourcen Einzelner in den Gesamtablauf eingeplant werden und so ausgegrenzte Jugendliche mit einbezogen werden. Diese Kontinuität in der Vorbereitung stellt aber für viele Projektverantwortliche eine besondere Herausforderung dar. Häufig waren die endgültig Teilnehmenden erst kurzfristig bekannt. Leichter gelang der Zugang zu Teilnehmenden, wenn diese aus einem anderen Kontext (z.B. Unterricht, Jugendzentrum) bekannt waren oder die Teilnehmer_innengewinnung über eine andere Institution (Schule, Werkstatt für Menschen mit Behinderung) erfolgte. Die Schwierigkeit, die sich hieraus jedoch ergibt, ist, dass zum Teil (im Projektkontext vor allem bei Jugendlichen mit Behinderung) die Teilnahme aufgrund der Einschätzung durch die Fachkraft erfolgte, dass die Jugendlichen sich gut für eine Teilnahme eignen. In einem Projekt wurden hierzu zumindest externe Kriterien herangezogen, wie Ergebnisse aus einem Entwicklungsgespräch oder bereits im Vorfeld vor Kenntnis des Projektes geäußerte Wünsche der Jugendlichen. Generell besteht jedoch die Gefahr, dass die Auswahl zu einer neuen Ungleichheit führt und Ausgrenzung erzeugt.

Ein weiterer Punkt, der bei der Auswertung eine entscheidende Rolle gespielt hat, ist die Attraktivität von Methoden. So wurde seitens vieler Fachkräfte die Einstellung deutlich, dass man mit der richtigen Methode die Jugendlichen zur Teilnahme bewegt. Als besonders gelungen wurden dabei die Herangehensweisen beurteilt, die Methoden oder Übungen nicht nur übernommen, sondern in Bezug zum Projektthema und der Eignung für das geplante Projekt tatsächlich hinterfragt zu haben. Einige Projektverantwortliche berücksichtigten dabei auch die verschiedenen Konsequenzen, die die Wahl eines methodischen Zugangs mit sich bringt. Wählt man zum Beispiel die Filmarbeit, welche einen augenscheinlich stärkeren Bezug zu jugendkulturellen Themen verspricht, so entsteht eine Nachbereitungsphase (schneiden, auswählen der Szenen etc.), die erneut die Frage der Miteinbeziehung der Jugendlichen aufwirft.

Als besonders erfolgreich wurden die Angebote außerdem dann von den Fachkräften bewertet, wenn nicht allgemeine Aufgaben formuliert, sondern diese kleinteilig definiert wurden (Wer schneidet die Videos? Was muss für welche Tage vorbereitet werden? Können alle der Anordnung der Moderationskarten folgen?). Je nach Zuschnitt des Projektes wurden diese Fragestellungen und Anforderungen an einzelne Angebote auch mit den Jugendlichen erarbeitet. Eine geringe Bedeutung hatte eine solche kleinteilige Beteiligung der Jugendlichen dann, wenn Themen und Inhalte bereits stark strukturiert oder vorgegeben waren.

Darüber hinaus spielte die Verbindung von Professionalität (z.B. die Arbeit mit einem professionellen Kameramann) und dem eigenen Herstellen von Produkten (z.B. Filmen lernen „on the job“) eine Rolle. Professionalität übt eine starke Attraktivität auf die Jugendlichen aus, führte aber auch gleichzeitig zu einer gewissen Ohnmacht („ohne die hätten wir das so nicht hinbekommen“). Einen Mittelweg beschreiben hier solche Angebote, die zum Beispiel zunächst den Erfolgsdruck dadurch reduziert haben, dass sie den Jugendlichen kleine Aufgaben gestellt haben, die zunächst nicht in Beziehung zum „Endprodukt standen“ (z.B. Drehen eines Infoclips, der die Hausregeln der Unterkunft erklärt). Die Gefahr, dass die Jugendlichen technische Ausstattung „kaputt machen könnten“ oder „Fehler machen zu können bei der Vorbereitung“, stand dabei sowohl seitens der Fachkräfte als auch der Jugendlichen im Raum.

Zusammenfassung: Anreiz und Herausforderung

Im Rahmen von fair_play konnte also eine große Breite an unterschiedlichen Zugängen zum Thema Partizipation abgebildet werden. Es wurde darüber hinaus deutlich, dass für jede Herangehensweise auch spezifische Erfolgs- und Misserfolgskriterien herangezogen werden können. Ungeachtet der Breite der verschiedenen Zugänge und der praktischen Ausgestaltung der Vorgaben von fair_play, lässt sich im Thema „Unsicherheit“ eine Gemeinsamkeit in Bezug auf die Partizipationsprojekte ausmachen. Diese Unsicherheit hat hauptsächlich Themen, Personen oder Entscheidungen sowohl auf Seiten der Fachkräfte als auch auf Seiten der Jugendlichen betroffen. Dabei ist das Vorhandensein von Momenten der Unsicherheit in den Projekten keineswegs (ausschließlich) kritisch. In den Berichten über die Praxis wird nämlich gleichzeitig wieder herausgestellt, dass die Wahl des Themas, der Methode oder ein besonderes Angebot den Reiz für die Zielgruppe dargestellt hat. In der Selbstausswertung beschränkten sich die Berichte der Fachkräfte eher auf einen Aspekt (die Methode war nicht attraktiv, das Thema hat den Jugendlichen nicht gepasst etc.).

Unsicherheit als Thema in den Interviews in Bezug auf		
Personen	Themen & Inhalte	Entscheidungen
Sind die anderen Teilnehmenden bekannt? Kennen sich die Jugendlichen und die Fachkräfte?	Wer bestimmt das Thema? Welche Methoden werden angewendet? Wer entscheidet über das Rahmenprogramm?	Warum gibt es das Projekt? Wer hat die Verantwortung über das Budget? Welche Konsequenzen hat die Teilnahme?

Den verschiedenen Zugängen zur Partizipation hingegen ist gemein, dass sie eine je spezifische Form der Verantwortung ansprechen. Sei es die gesellschaftliche Verantwortung, Teilhabe oder Mitbestimmung zu gewährleisten, die Verantwortung, die die Fachkräfte durch ihre Entscheidungsmacht tragen, die Verantwortung, Jugendlichen Gehör zu verschaffen, die Verantwortung, Ausgleich für benachteiligte Jugendliche zu schaffen oder eine direkte

Mitverantwortung von Jugendlichen in Entscheidungsprozessen. Auch diese Aspekte wurden nur implizit und wenn dann eher am Rande in den Gesprächen mit den Fachkräften und Jugendlichen thematisiert.

Die Angebote unterscheiden sich somit wesentlich von den (wenn man sie so nennen mag) klassischen Angeboten in der Jugendarbeit, da durch die Bezugnahme auf Verantwortung der ansonsten stärker ausgeprägte spielerische Aspekt bzw. Übungscharakter weniger stark vorhanden ist. Es werden z.B. nicht einfach Videos gedreht, sondern diese sollen tatsächlich als Sprachrohr für die Jugendlichen verwendet werden. Dabei kann dann die Tatsache unterschätzt werden, dass in eher „spielerischen“ Angeboten Unsicherheit durch die Fachkräfte und Jugendliche eben besser ausgehalten werden kann.

Damit existieren ein für alle Projekte anscheinend notwendiger Verantwortungsaspekt und ein damit einhergehender veränderter Angebotscharakter, welcher dazu führt, dass sich Unsicherheit eher schwieriger aushalten lässt. Eine übergreifende zukünftige Aufgabe bei der Begleitung und Durchführung von Partizipationsprojekten und -angeboten könnte demnach die Vermittlung von beiden Aspekten darstellen.

„Partizipation“ in aller Kürze:

- *Die Zugänge zum Thema Partizipation der Projekte unterscheiden sich erheblich voneinander.*
- *Knappe Zeitrahmen reduzieren die Möglichkeit, Jugendlichen Partizipation zu ermöglichen.*
- *Ein Miteinbezug der Teilnehmenden, der kleinteilig organisiert ist, beugt einer Überforderung der Jugendliche vor.*
- *Unsicherheit innerhalb des Projekts betrifft vor allem das Projektthema, die Teilnehmenden und Entscheidungsfindungen.*

- *Eine Beteiligung der Jugendlichen bei der Erstellung von allgemeinen Regeln führt zu einer höheren Einhaltung, vergrößert jedoch auch das Konfliktpotential beim Brechen der Regeln.*
- *Die Angebote mit Charakter eines Bildungsseminars und festem Thema haben stärker die Übertragbarkeit der Projektergebnisse in den Alltag der Jugendlichen im Blick.*
- *Jungen äußern eher grundsätzlichen Vorbehalt gegenüber Angeboten mit Freizeitcharakter, wenn die Projektziele nicht ausreichend kommuniziert werden.*
- *Im Sinne der Herstellung von Transparenz sind Methoden und Maßnahmen sinnvoll, die eine ständige Information über den „Status Quo“ des Projektes während Vorbereitung und Durchführung ermöglichen.*
- *Es ist ein sinnvolles Maß zwischen Professionalität (Expert_innen, aufwendige Technik etc.) und Reproduzierbarkeit der Inhalte im Alltag der Jugendlichen zu halten.*
- *Im Rahmen von Partizipationsprojekten stellt die Vermittlung zwischen Verantwortung und Unsicherheit eine generelle Herausforderung dar.*

4. Genderbezüge als Element von Partizipation

Mit Ausnahme von einem Projekt besitzen die Einrichtungen und/oder Mitarbeitenden eine ausgewiesene Genderkompetenz. Das bedeutet, dass entweder die Einrichtung, in deren Rahmen das Projekt durchgeführt wurde, einen speziellen jungen- und mädchenbezogenen Schwerpunkt hat oder die Mitarbeitenden umfangreiche Weiterbildungen im Bereich der geschlechterbezogenen Pädagogik abgeschlossen haben.

Berücksichtigung von Geschlechterzuschreibungen

Voraussetzungen und Folgen der Zuschreibung von Geschlechterattributen wurden auf drei Ebenen berücksichtigt. Zum einen wurden konkrete Methoden als ein Element des Projektes angeboten, wenn in einem Fotoprojekt zum Beispiel die (übertriebene) Darstellung von Geschlecht in der Werbung thematisiert wurde. Zwei Projekte wählten ein Thema wie „Pubertät“ oder „verliebt sein“, welches generell von Jungen und Mädchen bzw. Frauen und Männern unterschiedlich ausgefüllt wird. Darüber hinaus herrschte bei der Durchführung von Methoden ohne „offensichtlichen“ Genderbezug ein hohes Reflektionsniveau seitens

„Ich hatte das auch so ein bisschen im Hinterkopf, dass wir dann irgendwann intervenieren müssen, wenn sich das verteilt, wenn die Mädchen gar keine Chance haben, Technik zu machen. Aber es hat sich so ergeben, dass im 2. Clip, es war eigentlich auch allen klar, dass sich dann die Rollen neu mischen, und dann haben sich auch alle wieder eingebracht, insofern mussten wir da nicht intervenieren.“

der Mitarbeitenden. Beispielsweise wurde die Verteilung der eher technischen (Kamera etc.) und eher darstellerischen (Schauspieler_innen etc.) Aufgaben bei einem Videoprojekt kontinuierlich hinterfragt, um bei Bedarf anpassend zu steuern. Generell berichteten die Fachkräfte jedoch, dass Aspekte wie übertriebene Geschlechterdarstellungen – mit einer Ausnahme – eine auffallend geringe Rolle spielten. An dieser Stelle wäre weiter zu verfolgen, ob der starke Einbezug der Jugendlichen dazu geführt hat, dass andere

gesellschaftliche Bereiche oder Kategorien in der Interaktion eher ausgeblendet wurden. Spricht man die Jugendliche also eher als aktive Gestalter an, so können trotz der Unsicherheit außerhalb von bekannten Mustern (z.B. im schulischen Kontext) zu agieren, Rückgriffe auf Rollenstereotype eine geringere Rolle spielen.

Projekttablauf und Geschlechtertrennung

Die Projekte, die vorab ein fest vorgegebenes Thema wählten, nutzten stärker geschlechterhomogene Arbeitsformen. Hier wurde die Notwendigkeit herausgestellt, Jungen und Mädchen eigene Räume in der jeweils eigenen Auseinandersetzung mit dem Thema zu bieten.

Auch in der Auswertung der Aktivitäten wurden geschlechterbezogene Sichtweisen herangezogen. Situationen, die sich während der Durchführung der Angebote ergaben, wurden seitens der Fachkräfte analysiert und in Relation

„ Wir haben die Mädchen und die Jungs unterschiedlich erlebt, je nach dem Kontext, in dem sie sich befinden. Sobald die Jugendlichen in die Workshop-Phasen kamen, haben die sich auf diese Geschlechterstereotype zurückgezogen und haben sich rausgenommen aus der Aktivität und haben auch ganz klar gesagt, dass sie überhaupt nicht bereit sind, auch nur eines dieser Themen mit den Jungs zusammen zu erarbeiten. Wir haben das immer wieder angeboten, immer wieder versucht und die Jungs haben da sehr andere Signale gesetzt, die hätten sehr wohl Interesse daran gehabt, das ist auch in unserer internen Auswertung mehrfach betont.“

zu bekannten Theorien oder empirischen Erkenntnissen gesetzt. Auch gegenseitige Bezüge z.B. von Geschlecht und Behinderung wurden dabei thematisiert. Auffällig war allerdings, dass die Fachkräfte diese Auseinandersetzung eher im Stillen mit sich selbst führten und seltener mit ihren Kolleg_innen zusammen thematisierten.

Genderthemen: Problem und Ressource

Insgesamt zeigten sich Bezüge zum Thema Gender sowohl im Kontext von problematischen Situationen (Vermeidung von Ungerechtigkeit, übertriebene Darstellung des kulturellen Geschlechts) als auch im Kontext von förderlichen Situationen (alternative Rollenmodelle, Zurückstellen von Geschlechtsattributen). Wobei auch hier sehr häufig die positive Wirkung mit einem problematischen Kontext begründet wurde. Dann zum Beispiel, wenn es die geschlechterbezogene Trennung von Gruppen betraf (Rückzug, unter sich sein etc.) oder ein andersgeschlechtliches Vorbild angesprochen wurde (ein Mann kann auch mal...). Die problematische Perspektive überwog jedoch tendenziell. Dies kann wiederum auch Ausdruck einer fachlichen Qualität sein und dem Anspruch geschuldet sein, nicht zu sehr auf Dramatisierungen zurückzugreifen. Aber im Hinblick auf die Kooperation und das vorhandene Setting ist es natürlich auch spannend, diese Ressourcen aktiv nutzen zu können.

Die Aktivierung des Themas Gender gestaltete sich bei den meisten Projekten eher gelegenheitsbezogen. Die Relevanz, genderthematische Methoden einzusetzen oder geschlechtshomogene Räume zu öffnen, wurde also durch die Einschätzung einer situationsbedingten Notwendigkeit durch die Fachkräfte vorgegeben. Hierbei war jedoch zu beobachten, dass die Projekte mit einem festen Thema auch stärker solche Methoden in ihren Ablauf integriert hatten. Aber auch hier war eine hohe Sensibilität für eine Anpassung je nach Situation vorhanden. Seitens der Fachkräfte bestand zum Beispiel eine ständige Bereitschaft die verschiedenen ursprünglich vorgesehenen Settings (geschlechtshomogene/ geschlechtsheterogene Gruppen) nach den Wünschen der Jugendlichen oder entsprechend von ihnen eingeschätzter Notwendigkeit zu verändern. Auch dies kann hier als ein positiver Aspekt gesehen werden, die Jugendlichen nicht ohne Bezug zur Situation mit genderbezogenen Methoden zu konfrontieren und so dramatisierend auf die Situation einzuwirken. Dies ist nochmal bedeutender vor dem Hintergrund, dass es sich um zwei Einrichtungen handelt, die sich durch die Relevanzsetzung (Mädchen-/Jungenarbeit) von Geschlecht definieren. Dass genderbezogene Methoden in einem gemeinsamen Setting weniger stark zum Ausdruck kommen, bestärkte jedoch auch einige Mitarbeitende in ihrer Ansicht, das gemeinsame kooperative Projekt habe auch dazu geführt, die Notwendigkeit der eigenen geschlechtshomogenen Arbeit zu unterstreichen. Möglicherweise zeigt sich an dieser Stelle, dass noch Unsicherheit darüber besteht, ob überhaupt und wenn, welche

Aspekte von geschlechtergetrennter Arbeit in einem kooperativen Projekt zum Tragen kommen können.

Geschlechterrollen und Auflösung von Zuschreibungen

Bestehende Kontakte zur Zielgruppe im Vorfeld führten dazu, dass „die Jungen“ oder „die Mädchen“ seltener in der Reflektion als solche adressiert wurden. Häufiger spielten Berichte von einzelnen Personen oder von Jungen und Mädchen in Bezug auf weitere Merkmale im Interview eine Rolle. Es wurden demnach stärker die Gemeinsamkeiten thematisiert, die von den Jugendlichen in ihren Rollen als Junge/als Mädchen erlebt werden. Projekte, in denen die Jugendlichen bereits bekannt sind, bieten mehr Potential, an der Auflösung vorhandener Rollenklischees über die Darstellung von Individualität oder anderer relevanter gemeinsamer Eigenschaften neben dem Geschlecht zu arbeiten. Den übrigen Projekten gelang dies eher über Bewusstmachung und Dekonstruktion vorhandener Rollenvorstellungen.

"Wenn die Jungs bezüglich der Mädchen die Stimme erhoben haben, ging es eigentlich nur um die beliebten Mädchen. Die Jungs wollen die coolsten Mädchen erreichen."

Die Tatsache, „dass Jungs/Mädchen dabei sind“, hatte nach Angabe der Fachkräfte auch eine hohe Attraktivität für die Jugendlichen. Dies führte jedoch nur im Ausnahmefall dazu, dass die Mitarbeitenden in Folge dessen Überlegungen anstellten, ob sie ihre regelmäßig durchgeführten Angebote auch für geschlechtergemischte Gruppen öffnen könnten oder besondere gemeinsame Angebote für Jungen und Mädchen ins Programm aufnehmen. Auf Nachfrage wurden als hauptsächliche Hinderungsgründe genannt, dass dies nicht mit der Finanzierung und dem Vereinszweck des Trägers in Einklang stehe.

Haltung und Wirkung

Generell wurde deutlich, dass die Genderkompetenz der Projektmitarbeitenden sehr weit entwickelt ist. Insbesondere die Bedeutung von dramatisierenden und entdramatisierenden Handlungsweisen und eine gewisse beiläufige Begleitung der Jugendlichen im Hinblick auf Geschlechtergerechtigkeit und geschlechterstereotype Darstellung waren gut ausgebaut. Einzige Einschränkung stellt die Selbstwahrnehmung der Genderkompetenz dar. Angesprochen auf das Thema wurde häufig genannt, man hätte mehr dramatisierende Aspekte einbauen sollen, anstatt die mitunter gute Praxis zu erläutern oder wertzuschätzen. In einem Fall trafen die Projektangebote auf ein eher traditionelles Bild von geschlechtergerechtem pädagogischen Arbeiten seitens eines Kooperationspartners. Hier war keine aktivierende Wirkung zu erkennen, die Arbeitsweise zu hinterfragen. Allerdings handelte es sich beim Projektdurchführenden auch nicht um einen Träger oder eine Fachkraft mit ausgewiesener Genderkompetenz.

Zum einen wurden Aspekte von zugeschriebener Geschlechtszugehörigkeit im Projekt im Rückgriff auf bestimmte Methoden mit den Teilnehmenden thematisiert. Hierzu zählte zum Beispiel die Aufgabe, Geschlechtszuschreibungen im Alltag mittels Fotokamera zu dokumentieren. Darüber hinaus wurden bewusst gleich- und gemischtgeschlechtliche Gruppen als Element im Projektablauf (sowohl spontan als auch in der Konzeption geplant) eingesetzt, da sich hiervon z.B. Effekte der Entlastung versprochen wurden.

Einige Fachkräfte berichteten von einer eher analytischen Auseinandersetzung mit Genderaspekten. Zum Beispiel wurde die besondere Bedeutung von Geschlechterdarstellungen innerhalb der Zielgruppe reflektiert. Relativ selten fand diese Auseinandersetzung jedoch im Austausch mit Kolleg_innen statt und nicht alle Projektmitarbeitenden verorteten die Auseinandersetzung mit Genderthemen systematisch im Projektablauf, sondern nutzten diese stark situations- bzw. gelegenheitsbezogen und assoziativ.

„Genderbezüge“ in aller Kürze:

- *Fast alle Mitarbeitenden besitzen eine ausgewiesene Genderkompetenz und die meisten Projektträger sind eine Einrichtung der Mädchen- oder Jungenarbeit.*
- *Ein Bezug zum „sozialen Geschlecht“ zeigt sich in gewählten Methoden, Themen oder ist Teil des Qualitätsanspruchs der Projekte.*
- *Interventionen im Hinblick auf die gleiche Beteiligung von Jungen und Mädchen im Projekt sind selten nötig. Einseitige Vorteilnahme durch eine Partei findet kaum statt.*
- *Es herrscht ein hohes Reflektionsniveau, welches jedoch nur bei Bedarf genutzt wird. Feste Auswertungsrunden von männlicher und weiblicher Fachkraft werden im Projektkontext selten angesetzt.*
- *Die Thematisierung von Geschlecht in einem problematischen Kontext (z.B. Rückgriff auf Stereotype) überwiegt.*
- *Bestehende Kontakte zur Zielgruppe im Vorfeld der Projektdurchführung führen dazu, dass die Jugendlichen in der Auswertung seltener in ihrer Rolle als Mädchen oder Junge adressiert werden.*
- *Die Fachkräfte der Mädchen-/Jungenarbeit sind damit konfrontiert, dass gemeinsame Projekte mit Jungen und Mädchen eine hohe Attraktivität für die Jugendlichen haben. Die Jugendlichen wünschen sich somit Angebote, die in den Einrichtungen traditionell kaum vorhanden sind.*

5. Kooperation von Mädchen- und Jungenarbeit als Element von Partizipation

Zusammensetzung der Teams

Die verschiedenen Personen, die im Rahmen der Partizipationsprojekte von fair_play teilgenommen haben, arbeiteten in Teams, die sich auf unterschiedliche Weise zusammengesetzt haben. Der Prozess der Teamfindung reichte von einem offenen Aufruf innerhalb der Einrichtung über die Koordination des Projektes durch die Geschäftsführung bis hin zur Umsetzung des Projekts durch persönliche Kontakte zu anderen Kollegen. In Einzelfällen waren die ursprünglich mit der Konzeptionserstellung beschäftigten Personen nicht mehr in die Umsetzung des Projektes eingebunden. Hervorzuheben ist auch, dass

„Wir haben das ja intern aber so vermittelt, dass die Kollegen und Kolleginnen, die wirklich Interesse daran haben, die sollen sich an uns wenden und sich beteiligen. Dann kamen auch fünf, anfangs sechs und dann sind aber wieder welche weggegangen und hinzugekommen.“

sich hierdurch neue Zusammensetzungen in der Mitarbeiter_innenschaft ergeben haben, die so gestaltet waren, dass die beteiligten Personen erstmals zusammengearbeitet haben. Im Rahmen der Zielgruppenakquise stießen auch weitere Beteiligte zu den Projekten hinzu. Beispielweise wurden bestehende Gruppen als Teilnehmende gewonnen oder mit Einrichtungen kooperiert, von denen dann wiederum Personen an dem Projekt teilnahmen. Zu guter Letzt gab es auch den Fall, dass die zuständigen Personen von vorneherein feststanden. Bemerkenswert ist jedoch, dass es insgesamt eher üblich war, dass die

„Wir hätten uns nicht beworben, würden wir nicht ohnehin schon so gut zusammenarbeiten. Es war von Anfang an klar, wer zuständig ist.“

zuständigen Fachkräfte kurzfristig wechselten oder noch neue Personen zu begleitenden Teams hinzugestoßen sind. Dabei wurde diese Fluktuation auf Seiten der Mitarbeitenden weniger kritisch gewertet als eine hohe Fluktuation bei den Jugendlichen. Auch die persönliche Betroffenheit, wenn eine Fachkraft sich nicht (mehr) für das Projekt interessierte, war deutlich geringer ausgeprägt.

Auch die Motivationen der Mitarbeitenden für eine Teilnahme am Projekt unterscheiden sich voneinander. Einerseits bestand eine starke Bindung an eines der von fair_play angesprochenen Themen, so dass ein persönliches Interesse an einer Teilnahme seitens der Mitarbeitenden bestand. Weiterhin stellte die Möglichkeit, im Rahmen eines Projektes Kooperation von Mädchen- und Jungenarbeit zu entwickeln, für zwei Fachkräfte einen besonderen Anreiz dar. Andererseits hatte jedoch auch die Einbindung in den Alltag der Träger eine hohe Relevanz. So äußerten die Mitarbeiter_innen, dass der Aufruf zum Antrag gerade „ganz gut gepasst“ habe oder man damit „ein seit langem beabsichtigtes Angebot“

nun umsetzen könne. In einem Fall spielte auch eine persönliche Verpflichtung gegenüber eine_r/_m Mitarbeitenden eine Rolle, sich am Projekt zu beteiligen. Gerade in Bezug auf neue oder benachteiligte Zielgruppen wurden Personen miteinbezogen, denen eine gute Kenntnis der Zielgruppe zugeschrieben wurde. Hierdurch reduzierte sich natürlich das Anliegen, aktiv an der Kooperation von Mädchen- und Jungenarbeit zu arbeiten und die Perspektive verschob sich stärker auf die Frage der Teilhabe dieser besonderen Zielgruppe.

„Ich hab dann gesagt: Ok, die [Kollegin] möchte gerne das Projekt haben, also mache ich mit.“

Anreize der Kooperation

Eine Abwechslung vom Arbeitsalltag war für einige Mitarbeitende auch ein entscheidender Faktor, sich am Projekt zu beteiligen. Wenn zum Beispiel der Arbeitsalltag in der Einrichtung sehr stark von Beratungssituationen geprägt ist, sehen die entsprechenden Personen im Projekt die Chance, mit den Jugendlichen auf einer „anderen Ebene“ arbeiten zu können. In allen Fällen gab es einen Hauptaspekt, der für die Motivation zur Teilnahme

„Das war auf jeden Fall für mich was sehr Neues. Und das war auch so die Herausforderung für alle anderen glaube ich auch, sich da auch mal auszuprobieren. So habe ich das auch bei Kollegen das Projekt vorgestellt und gesagt, das ist jetzt mal eine Möglichkeit sich einfach auszuprobieren.“

ausschlaggebend war. In diesem Zusammenhang interessant ist, dass die verschiedenen Aspekte der Motivation auch eher in Konflikt zu anderen Aspekten genannt wurden. Zum Beispiel traf ein großes Interesse auf wenig freie Kapazität oder man hatte Interesse an der Kooperation als „neuem Element“, war aber unsicher, ob das Projekt in den Arbeitsalltag und die bisherige Zusammenarbeit beider Träger passt.

Da es sich bei den Projektträgern größtenteils um Träger mit ausgewiesenem Bezug zur Mädchen- und Jungenarbeit handelt, war das „Bereitstehen“ eines/r Ansprechpartner_in des anderen Geschlechts für die Jungen/Mädchen in den vorhandenen Settings für die meisten Fachkräfte ein neues Erlebnis. Dies wurde von einem Großteil der Mitarbeitenden als ein Vorteil herausgestellt, wenn auch in erster Linie in Bezug auf die Jugendlichen und nicht auf die eigene Person bzw. die Fachkräfte.

Kooperation in der Vorbereitung und Durchführung

Die Treffen im Vorfeld betrafen hauptsächlich die Organisation und inhaltliche Ausgestaltung der Angebote. Eine langfristige Einbettung der Kooperation oder ein Nutzen der Ergebnisse des Projektes für die Fachkräfte spielten eine untergeordnete Rolle. Bemerkenswert ist hier, dass der positive Effekt der Kooperation der Fachkräfte von fast allen Teilnehmenden als verhältnismäßig unwichtiges Ziel eingestuft wurde, die Umsetzung im Verhältnis dazu dann aber als besonders erfolgreich eingestuft wurde. Übersetzt bedeutet dies, dass die Kooperation positive Effekte hervorgebracht hat, auch wenn das Bemühen um diesen Effekt eher nachrangig war.

Versucht man, Intention und Umfang der Kooperation zwischen Fachkräften der Mädchen- und Jungenarbeit zu strukturieren, so findet sich ein breites Spektrum an Formen und Haltungen zur Kooperation innerhalb der fair_play-Projekte. In einem Fall spielte die Kooperation nur eine untergeordnete Rolle und wurde auf die Beteiligung von einem ausgeglichenen Verhältnis von männlichen und weiblichen Fachkräften und Teilnehmern und Teilnehmerinnen begrenzt. In einem weiteren Fall berichteten die Fachkräfte davon, bereits so gut zusammenzuarbeiten und insoweit eine ausgebaute Kooperation zu gewährleisten, dass das Projekt in Bezug auf die Kooperation von Mädchen- und Jungenarbeit kaum neue Impulse gesetzt habe. Diese Erkenntnis wird dadurch etwas relativiert, dass die Verantwortlichen sich selbst eine enge thematische Vorgabe setzten, also (sinnvollerweise) in erster Linie auf die Strukturen zurückgegriffen haben, die bereits eingespielt waren und gut funktionieren. Weitere Mitarbeitende berichteten, dass das Projekt einen guten Impuls geliefert habe mit Mitarbeitenden des jeweils anderen Geschlechts in Kontakt zu kommen. Außerdem sei hierdurch nochmal die Wichtigkeit der Zusammenarbeit unterstrichen worden. Diese Einschätzung teilten jedoch vor allem die Fachkräfte, die zwar eine ausgewiesene Genderkompetenz besitzen, aber in einer Einrichtung tätig sind, die sich nicht explizit als ein Träger der Jungen- oder Mädchenarbeit versteht. Einige Fachkräfte sahen durch die fair_play-Projekte auch nochmal ihren Ansatz bestätigt, geschlechtergetrennte Angebote zu unterhalten.

„Was ganz Spannendes für uns fand war, nochmal dieser Aspekt, was wir hier erlebt haben, was wir auch in den geschlechtshomogenen Gruppen erleben, dass diese geschlechtshomogenen Gruppen ganz wichtig und wertvoll sind.“

Im Gegensatz zur Berücksichtigung von Gender-Aspekten war die Kooperation von Mädchen- und Jungenarbeit auch kaum ein Thema, welches von den Projektverantwortlichen direkt angesprochen wurde. Auf Nachfrage wurde deutlich, dass ein bewusstes Nutzen der Kooperation vor allem anlassbezogen stattgefunden hat. Die Beteiligten stellen jedoch deutlich heraus, dass die neue Situation als Vorteil empfunden wurde in gewissen Situationen und bei Bedarf eine_n männlichen bzw. weiblichen Kollege_n als Ansprechpartner_in für die Jugendlichen zur Verfügung zu haben. Eine systematische Vorbereitung, die die Kompetenzen aus der Kooperation explizit nutzt, hat nur dann stattgefunden, wenn die Kooperation schon ein etabliertes Element des Trägers war. Größtenteils betrafen gemeinsame Treffen die Organisation und Abstimmung im Projekt. Zum Teil gab es auch eine_n deutliche_n Hauptverantwortliche_n.

Dauerhafte Effekte

Keine_r der befragten Projektmitarbeiter_innen äußerte sich im Gespräch dahingehend, dass das Projekt starken strukturellen Einfluss auf den eigenen Träger ausgeübt habe. Somit plant keiner der Träger, die Kooperation von Jungen- und Mädchenarbeit nun dauerhaft zu betreiben, wenngleich der Ansatz gelobt und die Absicht geäußert wurde, erneut zu

„Also vor allem in dieser einen Situation war die Kooperation sehr hilfreich. Wir haben auch vorher schon mal über Crosswork geredet. Genau und dass man das bewusst einsetzt auch mit dieser Gegengeschlechtlichkeit. Ich glaub das hat jetzt auch nochmal ein kleines Vorankommen gezeigt, vielleicht um das nochmal umzusetzen, die Idee.“

kooperieren bzw. am Thema weiter zu arbeiten. Hier wirkt sich womöglich auch die Tatsache aus, dass die Aspekte der Kooperation von Jungen- und Mädchenarbeit weitgehend auf das passive Bereithalten eines Ansprechpartner_s/einer Ansprechpartner_in bzw. die paritätisch besetzten Angebote reduziert wurden. Es wurde auch deutlich, dass gemischtgeschlechtliche Angebote generell wenig Relevanz in Einrichtungen der Mädchen- und Jungenarbeit besitzen und die durchgeführten Projekte in diesem Bereich durchaus aktivierenden Charakter hatten. Dabei ist anzumerken, dass die Vorgabe zu kooperieren nicht selbstredend das Potential

dieser Kooperation abrufte. Womöglich spielt hier auch das institutionelle Verständnis der Träger als Einrichtung der Mädchen- oder Jungenarbeit eine Rolle.

„Kooperation“ in aller Kürze:

- *Die Zusammensetzung der Teams erfolgt auf vielfältige und verschiedene Weise (interner Aufruf, lange Zusammenarbeit, etc.).*
- *Auch die Motivation für eine Teilnahme im Projekt hat unterschiedliche Ursachen (Verpflichtung gegenüber Kollegin, Interesse am Thema, Abwechslung vom Alltag, etc.).*
- *In der Vorbereitung der Projektmaßnahmen betrifft die bewusste Kooperation hauptsächlich die administrative Organisation der Angebote. Inhaltliche Bezüge der Kooperation werden seltener genutzt.*

”

➔ Während der Durchführung der Maßnahmen hingegen werden vorwiegend inhaltliche Bezüge genannt (Vorhandensein einer andersgeschlechtlichen Bezugsperson, kollegiale Beratung etc.).

➔ Für viele Projekte hat die Kooperation aktivierenden Charakter, eine umfangreiche Fortschreibung der Aktivitäten ist jedoch nur schwer zu gewährleisten.

➔ Einige Mitarbeitende begrüßen den Nutzen der Kooperation, sehen hierdurch aber auch nochmals die Notwendigkeit der bisherigen geschlechtshomogenen Angebote unterstrichen.

6. Intersektionalität als Element von Partizipation

Sowohl bei der Umsetzung als auch bei der Wichtigkeit spielten intersektionale Aspekte bei der standardisierten Befragung, zumindest im Vergleich zu den anderen Elementen von fair_play, eine geringere Rolle. Auch im Interview äußerten die befragten Fachkräfte eine Überforderung, das Thema konzeptionell zu verorten. Konzepte und Beispiele für eine Berücksichtigung in der Praxis wurden, wenn überhaupt, nur am Rande erwähnt. Häufig

„Wir waren ein Seminar mit inklusiver Gruppe - alle konnten sich unabhängig von Geschlecht und mit oder ohne Behinderung aktiv beteiligen“

wurde auch eine synonyme Verwendung mit anderen Begriffen, wie z.B. der Inklusion praktiziert. Auf der Reflektions- und Analyseebene wurden Auswirkungen der Überschneidung von zwei oder mehr Diskriminierungsaspekten vor allem dann thematisiert, wenn die Zielgruppe des Projektes sehr eng definiert

war (z.B. Jugendliche mit Behinderung) und dann vor allem im Zusammenhang mit dem Aspekt Geschlecht. Dies deutet darauf hin, dass die Berücksichtigung des Zusammenwirkens verschiedener verflochtener Kategorien dort leichter zu gewährleisten ist, wo diese Kategorien auch in der Projektkonzeption eine gewisse Bedeutung erlangten (also im gesamten Verlauf präsent sind). Dies verwundert zunächst wenig, da die Berücksichtigung von bekannten Formen verstärkender Diskriminierung (z.B. Geschlecht in Wechselwirkung mit dem Bildungshintergrund) bei einer fest definierten Zielgruppe natürlich leichter gelingt. Dort wo mehr gesellschaftliche Kategorien in Bezug auf die Zielgruppe aufeinandertreffen, lassen sich unter dem Aspekt der Intersektionalität solche Aktivitäten fassen, die auf die Stärkung einzelner (besonders benachteiligter) Personen gerichtet sind. In einem der Projekte wurde sehr bewusst auf die Dynamik von Zuschreibung und Sympathien in der Gruppe geachtet und der Versuch unternommen, diesen entgegenzuwirken. Dies geschah ganz konkret zum Beispiel durch die Herausstellung von Ressourcen der Einzelnen, die für die Gruppe hilfreich waren (z.B. Ortskompetenz) oder die Herstellung von „emotionaler Chancengleichheit“: War zum Beispiel bekannt, dass einige der Teilnehmer_innen sehr gut befreundet waren, so wurde den eher Außenstehenden auch ermöglicht, noch Freunde zum Projekt „einzuladen“.

Anleitungen oder Zugänge, eine generelle Sensibilität in Bezug auf verschiedene Kategorien umzusetzen, wurden kaum genannt. Einige Projekte beschränkten sich auf die Feststellung verschiedener Differenzlinien. Etwa die Hälfte der Projekte nahm die Fülle an Schwerpunkten von fair_play auch als Überforderung wahr und stellte die intersektionale Perspektive hinten an.

Die Überschneidung verschiedener sozialer Kategorien wurde darüber hinaus auch in problematischen Situationen deutlich. Beispielsweise weigerten sich Jugendliche mit einem muslimischen Glaubenshintergrund Fleisch von einem Grill zu essen, der auch für das Zubereiten von Schweinefleisch verwendet wurde. Dies führte zu einer Verwunderung seitens der Fachkräfte. Diese gaben nämlich an, dass sich diese strikte religiöse Haltung bei den Jugendlichen bisher nicht so gezeigt hätte. Die Fachkräfte führten auch an, dass die Haltungsänderung seitens der Jungen auch auf eine generelle Unzufriedenheit zurückzuführen sei, da ein ihnen bekannter Betreuer vorzeitig abgereist ist. Im Gespräch mit den Jugendlichen wurde von diesen geäußert, es sei „unfair, dass nicht alle einen bekannten Betreuer dabei hatten“. Letztlich ist dieses Beispiel auch ein Beleg dafür, dass der Bezug auf Differenzkategorien auch als Ausdruck einer Unzufriedenheit seitens der Jugendlichen genutzt werden kann.

Aus den Partizipationsprojekten lassen sich nur schwer allgemeine Handlungsempfehlungen in Bezug auf die Berücksichtigung von intersektionalen Aspekten oder grundlegende Gemeinsamkeiten ableiten, wie dies z.B. bei den anderen Schwerpunkten der Fall ist. Anknüpfungspunkte waren trotzdem vorhanden, nämlich zum Beispiel dort, wo inhaltlich zum Thema Identität gearbeitet wurde oder individuelle Benachteiligungen und Ausgrenzungserfahrungen seitens der Mitarbeiter_innen zum Beispiel durch besondere Berücksichtigung oder Abweichungen von der allgemeinen Regel Rechnung getragen wurde. Auch, wo die besondere Situation von z.B. Jungen mit muslimischem Glaubenshintergrund in der Auswertung seitens der Projektmitarbeitenden thematisiert wird, zeigen sich natürlich auch Bezüge zum Thema Intersektionalität.

„Intersektionalität“ in aller Kürze:

- ➔ Durchgeführte Aktivitäten im Rahmen des Schwerpunktes der Intersektionalität wurden seitens der befragten Mitarbeitenden kaum genannt.*
- ➔ Es waren durchgängig Bezüge zum Beispiel zu den Themen Inklusion oder Diversität vorhanden.*
- ➔ Sich überschneidende Differenzlinien wurden eher thematisiert, wenn die Jugendlichen im Vorfeld und damit z.B. ihr familiärer Hintergrund bekannt waren.*

➤ *Die verstärkende Wirkung von zwei oder mehr sozialen Kategorien in Bezug auf deren ausgrenzende Wirkung wurde eher thematisiert, wenn die gesamte Zielgruppe hiervon betroffen war (z.B. Jungen und Behinderung).*

➤ *Sowohl in Vorbereitung als auch in der Durchführung der Projekte spielten gelegentlichsbezogen auch Ansätze eine Rolle, die auf eine Bewusstmachung oder Reduktion von sozialen Ungleichheiten hin ausgerichtet waren.*

➤ *Die Jugendlichen nutzten die Bezugnahme auf Differenzkategorien auch, um Stimmungen auszudrücken und sich gegenüber der Gruppe und den Fachkräften zu positionieren.*

7. Fazit

Eine geringe Engführung in der Ausschreibung fördert kreative Partizipationsideen um den Preis einer thematischen Unschärfe.

Zunächst ist festzuhalten, dass ein „common sense“ von Partizipation in der Praxis anscheinend nicht existiert. Zumindest ist der Begriff der Partizipation methodisch nicht so enggeführt, dass hiermit ein bestimmtes Repertoire an Zugängen implizit verbunden ist. Aus diesem Grund ist die bewusst offene Ausschreibung zu begrüßen. Hierdurch wurden neue Ideen auch abseits bekannter oder erwarteter Wege befördert. Andererseits ermöglicht eine Ausschreibung, die viele unterschiedliche Ansätze zulässt und keinen bestimmten Zugang vorgibt, auch die leichtere Herstellung von Zielharmonie zu anderen Aktivitäten eines Trägers. Dieses Zusammenspiel verschiedener Interesse war auch maßgeblich dafür, dass Partizipation als Leitgedanke nicht immer im vollen Umfang umgesetzt wurde und sich mit anderen Anliegen "vermischte".

Eine inhaltliche Beratung kann zu Gunsten einer praktischen Hilfestellung zum Umgang mit Unsicherheit als Herausforderung reduziert werden.

Im Rahmen von fair_play wurde den Projekten umfangreich fachliche Expertise zur Seite gestellt. Die Hilfestellung führte zu einer Reduktion von Unsicherheit in Fragen der Umsetzung der eigenen Projekteidee. Ferner konnte die thematische Unschärfe hierdurch etwas aufgefangen werden. Der Austausch unter den Projekten regte die fachliche Diskussion an. Der Beitrag zur Verbesserung der Projektmaßnahmen war jedoch überschaubar. Mitunter bestand sogar die Gefahr, dass Angebote anderer Projektträger übernommen wurden, ohne diese entsprechend anzupassen. Die Frage von Partizipation betrifft natürlich auch hier die Expert_innenrunden selbst, da die Jugendlichen lediglich über die Fachkräfte vertreten waren. Es ließe sich auch innerhalb der Gruppe der Fachkräfte die Frage aufwerfen, ob die Idee eines Expert_innenwissens die Kommunikation auf Augenhöhe und damit Möglichkeiten der Beteiligung reduziert. Die „Kontrollfunktion“ der inhaltlichen Beratung ist im Projektkontext zu begrüßen und auch sinnvoll, um das Thema Partizipation nicht einer Beliebigkeit preiszugeben. Wichtig wäre dabei jedoch, dass die Berater_innen ihren eigenen Standpunkt deutlich machen und nicht ein Partizipationsverständnis implizit zu Grunde legen. Stärker ausgebaut werden sollten Hilfestellungen, die die Schwierigkeiten bei der Umsetzung auch in Bezug auf Anspruchsgruppen außerhalb des Projektes reduzieren. Dem folgend könnte die Diskussion um Partizipation von der Beratung zur Umsetzung der Projektideen entkoppelt werden.

***Wenn es um Partizipation geht, ist scheitern fast spannender als der Erfolg.
Man muss sich von der Idee der guten Praxis auch ein wenig lösen.***

Es steht außer Frage, dass die Reflektion und Multiplikation von guter Praxis wichtig ist, um ein Themenfeld weiterzuentwickeln. Dies zeigt sich auch an der guten Bewertung des Austauschs durch die teilnehmenden Fachkräfte, den fair_play hier ermöglicht hat. Man sollte an dieser Stelle jedoch die Frage stellen, ob durch den starken Fokus auf Erfolgskriterien das Potential, welches im Scheitern liegt, etwas außer Acht gelassen wurde. Alle Projekte haben ein Partizipationsverständnis zu Grunde gelegt, welches von bestimmten gesellschaftlichen Grundverhältnissen ausgeht. Diese Annahmen werden durch erfolgreiche Projektarbeit tendenziell bestätigt und können durch Scheitern in Frage gestellt werden. Hierin liegt also auch immer die Chance eigene Grundannahmen dahingehend zu hinterfragen, ob diese von dem Gegenüber überhaupt geteilt werden. Gleichzeitig zeigt der Vorbehalt der Fachkräfte, Jugendlichen Verantwortung zu übertragen, den Konflikt eines Konzeptes der Partizipation mit vorhandenen Legitimations- und Verantwortungsstrukturen in der Praxis.

Angebote mit starkem jugendkulturellen Bezug verschärfen im Kontext von Partizipation die Notwendigkeit einer Einheit von Thema und Methode.

Eine Frage der Evaluation drehte sich um den Zusammenhang von Themen und Methoden. Teilweise wurden Angebote mit starkem jugendkulturellem Bezug dazu genutzt "unbequeme" Themen attraktiv zu gestalten. Die Jugendkultur spricht jedoch beide Aspekte gleichzeitig an, nämlich das "Was" und das "Wie" der Umsetzung. Die Präsentation eines spannenden Themas in einem unattraktiven Kontext kann dazu führen, dass das Interesse an diesem Thema in der Situation auch gänzlich verloren geht. Teilweise sind Themen auch sehr stark an eine gewisse Umsetzung gebunden und im Kontext der Jugendkultur nicht von dieser Umsetzung zu lösen. Möglicherweise ist hierin auch ein Grund zu sehen, dass die Übertragbarkeit in den Alltag der Jugendlichen bei den Angeboten mit jugendkulturellem Bezug eher vernachlässigt wurde.

Angebote für Jugendliche im Kontext der Partizipation bieten einen Ansatz die implizite Bewusstmachung von Geschlechterrollen und -verhältnissen zu fördern

Durch die Übergabe von Gestaltungsaufgaben und Verantwortung an die Jugendlichen entstehen in den Partizipationsprojekten eher Situationen des impliziten Lernens. Die Themen Geschlecht und Partizipation ähneln sich insofern, dass Sie beide eine starke Rückbindung an Vorstellungen über gesellschaftliche Grundordnungen haben. Gerade genderbezogene Partizipationsprojekte könnten also eine Möglichkeiten bieten in einem Raum impliziten Lernens z.B. Geschlechterordnungen zu reflektieren. Es kann somit eine Auseinandersetzung mit Geschlechterrollen erfolgen, die auf dramatisierende Elemente verzichtet und eine Umgebung begünstigt, die das "mitlaufen lassen" von Geschlechterunterschieden unterstützt und mit Fragen der Partizipation verbindet.

Abschließend lässt sich also aus der Verdichtung voranstehender Thesen festhalten, dass die Frage gelungener Partizipation im Rahmen von fair_play mindestens zwei Ebenen angesprochen hat. Nämlich einerseits die Frage, ob das eigene Konzept der Projekte durchgeführt werden konnte und zweitens von welchen gesellschaftlichen Grundannahmen das jeweilige Konzept ausgeht. Ein Scheitern am eigenen Konzept ist spannenderweise dann auch darauf zurückzuführen, dass Angebote anderer Projekte adaptiert wurden, die womöglich von anderen Grundannahme ausgegangen sind. Insofern ist die Frage, ob die Projekte umgesetzt wurden, eher eine analytische als eine bewertende. Als vorteilhaft hat sich dabei die besondere Breite der unterschiedlichen Zugänge erwiesen. Dies im Bezug auf zwei Aspekte: Zum einen wurde deutlich, dass so etwas wie eine stillschweigende Vereinbarung darüber, wie Partizipation umzusetzen ist, nicht vorherrscht. Zum anderen konnten hieraus so etwas wie allgemeine Herausforderungen (Verantwortung und

Unsicherheit, Thema und Methode) bei der Umsetzung von Partizipationsprojekten synthetisiert werden. Die Verbindung zu den Themen Gender, Kooperation, Intersektionalität und benachteiligte Jugendliche hatte den Vorteil, dass eine thematische und theoriegeleitete Konkretisierung dieser Gemeinsamkeiten auf die genannten Aspekte erfolgt ist. fair_play ist es somit sehr gut und womöglich noch besser als ursprünglich beabsichtigt gelungen, die Hürden der praktischen Umsetzung des Konzepts von Partizipation aufzuzeigen. Somit wurden Grundlagen für die weitere Umsetzung in der Praxis gelegt. Vertritt man die These, dass eine enggeführte Ausschreibung aufgrund der Einschränkung der Handlungsfreiheit der Idee von Partizipation widerspricht, ist es sinnvoll sich zunächst mit den herausgearbeiteten Konfliktlinien zu beschäftigen und Lösungsmöglichkeiten für die Praxis zu entwickeln, bevor man diese wiederum erprobt.